

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 8

Artikel: Der Christ ein Soldat
Autor: Orchard, W.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133544>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Christ ein Soldat.¹⁾

Nimm das Leid der Andern auf dich
als ein guter Streiter Jesu Christi. Keiner
der im Kriegsdienst steht, darf sich in die
Geschäfte dieses Lebens verwickeln lassen.
2. Tim. 2, 3 u. 4.

Diesmal bedarf unser Text keiner besonderen Erklärung oder Erläuterung. Wir wissen heute Alle, was das Leben eines Soldaten bedeutet. Es wird im vereinigten Königreich wohl kaum einen Menschen geben, der nicht einen Verwandten oder Freund im Heere hätte. Während Soldaten früher uns ein ziemlich seltener Anblick waren, sind sie jetzt überall zu sehen; sie bestimmen das Straßenbild, füllen die Bütte; junge Männer, die nicht die Uniform tragen, fallen unangenehm auf. Unser kleines Berufsheer, das sich zum größten Teil aus der Zahl der Arbeitslosen und Abenteuerlustigen rekrutierte, ist zu einer Zahl von über zwei Millionen Männern angewachsen, die allen Klassen und Lebensaltern angehören. Auf den Ruf der Regierung haben sich über siebenhunderttausend Männer eingeschrieben, die vorher nie einen Gedanken an das Heer gehabt hatten; Einige von ihnen ohne irgend eine Freude am Waffenhandwerk; Manche unter Preisgabe von Häuslichkeit, Beruf und Behagen, unter Verzicht auf ihre besonderen Neigungen und Ideale; Einige vielleicht ohne sich Rechenschaft zu geben, daß Wunden, Krankheiten, seelische Gefahren, grausamer Tod ihrer warten, die Meisten aber in tiefem Ernst, von den edelsten Beweggründen getrieben, im Gefühl der Pflicht alles Andere vergessend. Dadurch wird unser Heer ein anderes, dadurch wird ein anderes unser ganzes Leben. Was wir auch über den Krieg im Allgemeinen und über diesen Krieg im Besonderen denken mögen, was in Bezug auf das Verhältnis zwischen Christentum und Waffendienst unsere Überzeugung sein mag, nichts kann uns abhalten,

¹⁾ Diese Predigt wurde am 18. November 1914 in der Kings-Weigh-House-Kirche in London gehalten.

denen, die diesem Ruf gefolgt sind, unsere Bewunderung, ja Ehrfurcht zu zollen. Die Jungmännerwelt unseres Landes hatte manchen von uns die sorgenvollsten Gedanken gemacht. Es schien als ob die große Mehrheit keine Ideale und keinen Sinn für die höheren Lebensziele habe. Nicht nur die Religion, auch die Wissenschaft und die Politik rechneten größtenteils umsonst auf sie. Es schien ihnen alles gleichgültig zu sein, wenn sie bloß vergnügte Tage hätten. Und doch schlummerte in der Tiefe ihres Wesens das, was nun der Krieg zu Tage gebracht hat: die Fähigkeit zur höchsten Hingabe. All die gefälligen Dinge, unter deren Bann sie völlig zu stehen schienen, fielen plötzlich von ihnen ab, als jene unsichtbaren und ungreifbaren Dinge, die Pflicht, Ehre, Ruhm heißen, ihren Ruf erhoben. Und diese Fähigkeit, die mit der Religion so nahe verwandt ist, daß sie oft mit ihr verwechselt wird, lag in ihnen allen bereit und wartete nur auf die Aufforderung, um die Herrschaft über ihr Leben zu gewinnen.

Ihr Verhalten draußen im Felde erregt die gleiche Bewunderung. Die lange Friedensausspannung, die weiche Bequemlichkeit und Behaglichkeit des modernen Lebens, die Gewöhnung an Vergnügen und Unterhaltung, das alles erscheint als schlechte Vorbereitung auf die Unbilden, die sie nun ertragen müssen; eine Erziehung, deren Wirkung ist, daß wir empfindlicher und leidamer werden, die nervenzerrüttende Art der modernen Kriegsführung, wo zahllose Soldaten den Tod finden, ohne auch nur den Feind gesehen zu haben, hätten nach unserer Meinung den Erfolg haben müssen, die Menschen feig und unfähig zum Ertragen von harter Not zu machen. Und doch ertragen sie die schwersten Lagen mit Scherz und Gesang auf den Lippen, ihre Ausdauer scheint keine Grenzen zu haben und sie gehen plötzlichem und furchtbarem Tode lachend und unerschrocken entgegen. Ritterlichkeit und fröhlicher Humor mildern den ohnmächtigen und boshaften Haß, der die Gedanken und Gespräch so vieler Daheimbleibenden entstellt. Der Soldat haßt seinen Feind nicht; er ist bereit, seine Tapferkeit anzuerkennen und verzeiht leichter auch das, was uns, die wir weit weg sind, unverzeihlich scheint.

Dies alles können wir zugeben, aber es hebt die Tatsache nicht auf, daß dieser Krieg unser Gemüt in tiefste Trauer versetzt hat. Für einige von uns handelt es sich dabei um ein entsetzliches Mißverständnis. Die Ziele, denen dies alles gilt, seien sie gut oder schlecht oder weder das Eine noch das Andere, werden wahrscheinlich nicht erreicht werden, denn wir wissen, daß der Krieg eine große Täuschung ist und dieser Krieg, gerade wegen dem edlen Patriotismus und den reinen Absichten, die ihn heiligen, die allergrößte. Es wird, wenn die Hoffnungen, die er erregt hat, zunichte geworden sind, schwer halten, die Menschheit vor einem großen Schiffbruch alles Glaubens und alles Idealismus zu bewahren. Und doch — sollte

all dies Blut, all diese Tapferkeit nutzlos sein? Die Ziele, für die man auf beiden Seiten kämpft, mögen unverwirklicht bleiben; vielleicht wird kein Volk wirklich niedergeworfen, vielleicht kein Weltreich vergrößert oder völlig unversehrt gelassen werden, aber kein Opfer bleibt umsonst, mag es in noch so falsche Richtung geleitet werden; einem reinen Ideal zu dienen, wird nie seinen Lohn verfehlten, mag dieses Ideal noch so mißverstanden sein. Das Ende mag nicht so sein, wie die Diplomaten und Politiker Europas wünschen, aber wir wissen, daß es ein neues England, ein neues Deutschland, ein neues Europa, eine neue Welt, eine Wiedergeburt der Menschheit sein wird. Dieser Kataklismus wird nicht vergeblich sein; dies kostbare Blut wird nicht umsonst vergossen werden. Es ist unleugbar, daß für Tausende der Beruf des Kriegers heute etwas sehr viel Höheres ist, als das Leben, das sie vorher lebten, und diese Tatsache wird nicht ohne Wirkung bleiben.

I. Das Christentum hat je und je, wenn es eine Erläuterung seines Wesens brauchte, dafür das Leben der Soldaten verwendet.

1. Das erscheint seltsam, da doch die beiden Dinge im äußersten Gegensatz zu einander zu stehen scheinen.

Für mich steht nämlich außer Zweifel, daß das Christentum Krieg in keinem Fall billigt, sei es ein Angriffskrieg oder ein Verteidigungskrieg oder ein Sühnekrieg oder ein Krieg im Dienste der Ritterlichkeit. Für die Ausbreitung des Reiches Gottes ist Krieg völlig nutzlos, ja mehr als das, direkt schädlich, und es streift an lästerliche Anmaßung, wenn wir uns einbilden, daß wir die Waffen ergreifen müßten, um dieses Reich zu schützen. „Wir kämpfen nicht mit Fleisch und Blut.“ „Die Waffen unserer Kriegsführung sind nicht fleischlich.“ „Nicht durch Macht, nicht durch Gewalt, sondern durch meinen Geist.“ „Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sonst würden meine Diener dafür kämpfen.“ Wir mögen für unser Weltreich oder unsere nationale Existenz fechten, für Ehre und Ruhm, aber Christus dürfen wir nicht in diese Sache ziehen. Es ist uns vielleicht nicht möglich, einzusehen, wie wir uns, so wie die Umstände liegen, anders helfen könnten, aber wir täten besser, in diesem Zusammenhange nicht vom Reiche Gottes zu reden. Diese zwei Dinge gehen nicht zusammen; das ist die große Tragödie, die wir erleben.

Aber diese Haltung bedeutet nun keineswegs, daß das Christentum eine Religion der fügsamen Passivität sei. Das Christentum ist im Gegenteil eine im höchsten Maße kriegerische Religion. Dieser Umstand hat hin und wieder ein Mißverständnis erzeugt. Es gibt christliche Kriegslieder von so hinreißendem Schwung, daß Soldaten dadurch veranlaßt werden können, sie in unseren Kathedralen in der Meinung zu singen, es handle sich darin um militärische Operationen. Denn das Christentum predigt einen heiligen, schonungs-

losen und unaufhörlichen Krieg gegen jede Form des Bösen und Verkehrten. Es ist in Bezug auf Lehre und Praxis gleichmäßig eine unduldsame Religion. Aber hier stoßen wir auf die ihm eigene Paradoxie: wenn es den Zorn des Feindes erweckt und seine Gegenwehr veranlaßt hat, dann entblößt es seinen Busen dem Schwert und gibt sein Leben freudig her, in seiner Hand aber ist kein Schwert. Es wartet auf seine große Stunde, es erregt das Böse zu seinen schlimmsten Ausbrüchen; dann pflanzt es sich selbst quer über den Pfad des Gegners und schlägt seine Schlacht, indem es das Leben hingibt. Das war das Prinzip, das Christi Leben und Sterben beherrschte. Es entspringt keineswegs der Verzweiflung, sondern den tiefen Glauben, daß dies der einzige Weg sei, auf dem das Böse wirklich besiegt werden könne.

Manche Kirchenväter der ältern Zeit haben darum anerkannt, daß man nicht zu gleicher Zeit ein Soldat Christi und ein Soldat in einer irdischen Armee sein könne. Der christliche Glaube erschien als eine Gefahr für das römische Imperium; es erhob sich Verfolgung; die Christen kannten nur eine Antwort: das Zeugnis des Wortes und das Blut der Märtyrer. Gegen alle Heere des Tieres setzten sie das Lamm, das erschlagen worden ist. Es war eine seltsame Art des Widerstandes, aber es ist eine geschichtliche Tatsache, daß er die größte Weltmacht, die die Geschichte gesehen hat, überwand. Eine Reihe von Umständen hat diese einfache Haltung der ältesten Zeit verwirrt: die Identifikation von Kirche und Staat, die Fiktion, daß die Nationen „christlich“ seien, wenn doch nur eine kleine Minderzahl in ihnen das Christentum kennt oder bekennt; aber soviel ist klar: hätte die Kirche verlangt, daß kein Christ Waffen trage und hätte sie selbst nie zu den Waffen Zuflucht genommen, dann gäbe es heute entweder keine Kirche oder keinen Krieg.

Aber wir sind von dieser Stellungnahme weit genug entfernt. Die Christen haben ihr Leben dem der Welt gleichgestellt und die Meisten von uns sind überzeugt, daß dies im Einklang stehe mit Gottes Plan und einer tieferen Einsicht. Die Welt müsse durch den Sauerteig des Christentums von innen her umgestaltet werden. Wir seien darum genötigt, mancherlei zuzugeben, was zu einer allmählichen Entwicklung der Gesellschaft einer besseren Ordnung der Dinge entgegen führe: das System der Zwangsregierung, die Herrschaft von höheren Klassen über niedere, ein auf Konkurrenz gegründetes wirtschaftliches System. Die Kirche versucht die nationalen Ideale zu verkären, aber um dies tun zu können, muß sie sie zuerst annehmen. In dieser Stunde der Not wenden sich die Völker der Kirche zu und erwarten von ihr moralischen Halt und nicht vergeblich! Einige Wenige tadeln die Kirche dafür; Wenige erkennen den Ernst der Lage, der geschaffen worden wäre, wenn die Kirchen sich geweigert hätten, diesem Krieg

ihre Sanktion zu geben; aber es ist die Frage, ob die Haltung, die sie eingenommen haben, ihnen viel Segen bringen wird, wenn der Krieg vorüber ist.

Diese Auffassung verlangt von einem Christen eine völlig andere Denkweise und Lebenshaltung, als das neue Testament sie voraussetzt. Wir lesen dort, daß Christus, als er den Weg zum Kreuze ging, zum Hohn mit Purpur bekleidet und mit einer Dornenkrone geschmückt, aber gerade dadurch „mit Ruhm und Ehre gekrönt“ gewesen sei. Überleget, was diese Worte heute in der Sprache der internationalen Terminologie und der Zeitungsberichte bedeuten und das Maß des Unterschiedes zwischen einst und jetzt wird euch deutlich sein. Der Unterschied der gesellschaftlichen Ideale ist so grenzenlos, daß keiner sich darüber wundern muß, wenn man ihn einen Heuchler und Feigling nennt, weil er auf den Gegensatz zwischen dem Gottesreich und dem Reiche dieser Welt, wie der Ausbruch des Krieges ihn zeigte, aufmerksam machte. Der Gegensatz stellt sich nicht erst an diesem Punkte ein; er beginnt schon tief unten bei den Grundlagen der Gesellschaft und den herrschenden Voraussetzungen unseres Denkens.

Diese Entdeckung, so erschreckend und demütigend sie ist, wird uns zum Heil gedeihen. Man meinte wohl da und dort, die christliche Ethik sei allgemach ein wenig abgetragen; sie war vielmehr ungetragen. Wir haben ein bisschen allzurash daran geredet, daß wir Christen seien und am Kreuze Teil hätten. Wir ruhten aus auf dem Gedanken der absoluten Erhabenheit über uns und Getrenntheit von uns, die die Apostel Christus verliehen hatten. All dieses Gerede ist jedenfalls für einige Zeit abgetan. Wenn wir heute Christus überhaupt noch nachfolgen wollen, so muß es auf eine Weise geschehen, die sehr weit führt.

2. Und doch erblickt das Christentum einzig in diesem Leben eines Soldaten die Haltung, die seinem Wollen entspricht.

Der Christ ist in einem furchtbaren Kampf gegen übermenschliche Gewalten begriffen. Diese werden oft als objektive Mächte dargestellt und zu einem beinahe allmächtigen und allwissenden Geist, dem Teufel, personifiziert; oder sie werden zu Legionen böser Geister; oder endlich sie verdichten sich zu der Gestalt eines Widersachers Christi, der so machtvoll und zum Schein Christus ähnlich ist, daß er der Antichrist heißt. Ohne uns im Übrigen auf eine Erörterung der Wahrheit dieser lebensvollen Bilderwelt einzulassen, dürfen wir wohl anerkennen, daß sie das Prinzip des Bösen darstellt als das, was es ist: als rastlos tätig, überall gegenwärtig, auf den Höhen wie in den Tiefen wohnend. Es ist ein schlauer und wachsamer Feind, gegen den wir vom Kopf bis zu den Füßen gewappnet sein müssen und gegen den wir auf der Hut sein müssen mit unaufhörlichem Gebet und schlaflosem Aufpassen. Dieser Feind kann ja in unserem Innern verschanzt sein; die Zittadelle,

die wir verteidigen wollen, mag Spione und Verräter in ihrer Mitte haben: unser leidenschaftlich erregtes Fleisch, die Schwäche unseres Willens, die feinern geistigen Gefahren. Hier fest zu bleiben, erfordert stetigen Kampf. Wir stehen beständig in Gefahr, durch Bestechung oder verräterischen Anschlag in die Reihen des Gegners hinübergezogen zu werden. Kurz, das Leben der Frommen bewegt sich beständig in Lagen, die eine genaue Parallele zu den Bedingungen des Soldatenlebens abgeben.

Es werden darum auch manche ähnliche Forderungen an den Christen gestellt, wie an den Soldaten. Es wird von ihm erwartet, daß er Christus als seinem König und Feldherr unbedingt Treue halte. Es soll eine Treue sein, die keinen Zweifel zuläßt. Für den Christen ist Christus die Wahrheit; da gibt es keine Unterhandlungen mit einer anderen Macht. Du hast auf ihn geschworen. Wenn Dich Zweifel ankommen, dann mußt Du desertieren; kein anderer Weg bleibt offen. Eine gewaltige Trennung von der Welt ist damit gesetzt. Der Christ hat ein allbeherrschendes Lebensziel: die Heere des Bösen zu zerstören und Rekruten für die eigene Partei zu gewinnen. Keine Art von Kompromiß oder Vermischung mit andern Zielen ist möglich. Er darf nicht meinen, daß er in der Welt sei, um gute Tage zu haben, Geld zu machen oder Ruhm zu gewinnen. Er ist im Militärdienst. Dieser verlangt harte Übung und strenge Disziplin. Er hat Mühsal, Einsamkeit, Unbehagen zu erwarten; er muß darauf eingestellt sein, das Leben und was zum Leben gehört, nicht hoch einzuschätzen und es auf den Ruf der Pflicht oder der persönlichen Loyalität hin willig hinzugeben. Er muß alle Fähigkeiten des Leibes und der Seele stets in Übung erhalten, auf daß er kampftüchtig erfunden werde, wenn der Schlachttag kommt und der Streit heiß wird. Alles muß unterdrückt werden, was nach Weichlichkeit und Eigenwillen aussieht. Er muß lernen, ohne weiteres, automatisch und sofort, zu gehorchen.

II. Diese Gedanken sind für unser modernes Christentum ein Schrecken.

1. Solch ein einfaches Entweder-Oder scheint uns heute unmöglich.

Wir sind nicht geneigt, einen so reinlichen Schnitt zwischen Christus und seinen Feinden zu machen. Wir sind nicht so sicher, daß Christus die einzige Wahrheit ist, die ganze Wahrheit, oder überhaupt die Wahrheit in irgend einem absoluten Sinn. Die liberale Deutung Christi betrachtet ihn als eine mehr oder weniger vollkommene Verkörperung einer allgemeinen religiösen Wahrheit oder eines religiösen Prinzips. Eine andere weitherzige Auffassung Christi ist der Ansicht, daß die Welten durch ihn geschaffen seien und daß daher alles Leben und jeder Mensch gleichsam einen Funken von Christus enthalte. Wir müßten

darum vor allem jenen Wahrheiten und Prinzipien, wie sie der Geist in unpersönlicher Form erfaßt, ihr Recht geben und Christus nur insofern huldigen, als er jene Wahrheiten verkörpere. Nicht alles Wahrheitsbedürfnis unseres Geistes könne durch eine einzige Persönlichkeit befriedigt werden, Christus sei nicht die absolute Wahrheit.

Wir haben auch nicht das Gefühl, daß zwischen der Welt und dem Reich Christi ein so großer Gegensatz bestehe, wie ihn die älteste Christenheit voraussegte. Wir haben in dieser Beziehung vielmehr ein ähnliches Gefühl, wie es Einige in Bezug auf den heutigen Krieg haben: daß es sich dabei nicht um einen einfachen Gegensatz von Gut und Böse handle. Aus diesem Grunde können wir nicht Soldaten sein, die ihre eigene Sache für das absolute Recht und die des Feindes für das absolute Unrecht halten. Die ältesten Christen standen außerhalb des Staates und hatten lange Zeit das Gefühl, daß eine offizielle Stellung für sie nicht in Betracht kommen könne. Als dann Staat und Kirche sich versöhnten, verließen viele von ihnen beide und begaben sich in die Wildnis, um so jede Berührung mit einer verderbten und untergehenden Welt zu vermeiden. Die Mönchsorden fassten die Einziedler zu einer Gemeinschaft zusammen, in der Absicht, eine neue Welt nach ihrem Sinn zu schaffen, die in Vollkommenheit das christliche soziale Ideal darstellte, aber von der in der Welt herrschenden sozialen Ordnung völlig geschieden wäre. Diese Bemühungen sind in späteren Zeiten kaum mehr verstanden worden, weder in ihrer Notwendigkeit noch in den Idealen, die sie, wenn auch auf falsche Weise und ohne durchschlagenden Erfolg, erstrebten. Unsere modernen Ideale sind ganz anders geartet. Wir leben in der Welt und glauben, sie von innen her erlösen zu können. Schrittweise Entwicklung und Fortbildung des Staates scheinen uns sicherere Wege als die Abkehr von der Welt, wenn wir diese auch in vielen Punkten verurteilen müssen. So wird die Kirche mit halbchristlichen Gesellschaftsformen und halbchristlichen Volkstümern verschlochen und oft mit ihnen verwechselt. Aber wir meinen, dies sei der einzige Weg, auf dem es vorwärts gehe, trotz der stetigen Konflikte und Kompromisse, die er mit sich bringt.

2. Aber dieser moderne Kompromiß hat sehr beunruhigende Züge.

Er hat unserem Christentum die Notwendigkeit des Kampfes genommen. Es ist keine kriegerische Religion mehr. Es zeigt sich unter der Mehrzahl unserer Christen ein ganz außerordentlicher Mangel an Angriffsgeist. Dulding für fremde Religionen und fremde Art haben den Missionseifer zu Hause und draußen in der Welt stark gedämpft. Das Wort „Christlich“ hat jeden bestimmten Charakter verloren und kann an alles, was man will, gehestet werden; es ist ein Wort für etwas, das jedermann hat

und zu was jedermann ohne weiteres gelangt. Je weitherziger wir werden, desto mehr halten wir es für richtig, in religiösen Angelegenheiten das Prinzip der Richterimischung zu befolgen. Wir drängen unsere Überzeugung Anderen nicht auf, wir geben uns auch keine Mühe, sie offen zu bekennen, sogar unter Glaubensgenossen nicht! Dergleichen überlassen wir bigotten Leuten, wie die römischen Katholiken oder Fanatikern wie die Heilsarmeeleute sind. Es ist nicht überraschend, wenn es unter solchen Umständen schwer fällt, irgend einen Menschen zu veranlassen, sich der christlichen Kirche anzuschließen. Man sieht eben nicht, daß die Kirche für irgend etwas einsteht.

Diese Haltung scheint doch nicht ganz die wahre zu sein; denn statt die Welt zu retten, haben wir sie in Not und Unheil schlimmster Art gestürzt. Ein neuer Atheismus hat sich nach und nach eingeschlichen. Weil die Menschen den Glauben an Gott verloren haben, so haben sie dafür den Glauben an die Gewalt angenommen. An die Stelle Christi ist der Antichrist getreten. Sogar unter die Fahne Christi selbst hat sich ein praktischer Atheismus geflüchtet. Wir behaupten an Gott zu glauben und weisen den Atheismus mit Schauder zurück, aber was macht das in der Krise, durch die wir heute gehen, für einen Unterschied? Wir kennen ja doch keinen andern Schutz gegen unsere Feinde, als das Vollwerk der Gewalt; wir kennen keinen anderen Weg, um die schreckliche Lehre, daß Macht Recht sei, zu widerlegen, als wieder die Macht. Dieser Krieg ist kein Ergebnis des Zufalls. Er ist die Frucht des Glaubens, der unser wahrer Glaube geworden ist, nämlich des Glaubens an die Gewalt. Einige von uns hoffen freilich, daß dies alles nur für kurze Zeit sei, daß es eine Notwendigkeit sei, die sich uns in diesem Augenblick aufdränge, daß wir aber später, wenn dies vorbei sei, die Welt wieder zum Christentum zurückführen und mit dem Feinde richtige Beziehungen herstellen müßten. Wir kämpfen, meinen wir, für unser Leben, und alles, was uns lieb und heilig ist, und es bleibt kein anderer Weg für uns. Wenige unter uns sehen ein, daß dies eigentlich schon preußischer Militarismus im Keime ist. Die Hoffnung, daß dieser Krieg den Militarismus zerbrechen werde, die Meinung, daß es, wenn alles vorüber ist, leichter sein werde, das Christentum zu verkündigen, ist ein Zeichen der Zäiglichkeit, womit der Glaube sich zu behaupten sucht, aber das ist alles wenig mehr als ein letztes pathetisches Aufblackern des Glaubens, bevor die Lampe erloscht. Andere meinen — und es bedeutet für sie eine Tragödie, deren Schwere Worte nicht ausdrücken können — daß es unmöglich sei, ein Christ zu sein. Aber was bleibt dann übrig? Nichts als die höllische Verehrung der Dreieinigkeit von Mammon, Mars und Minotaurus. Und doch — wenn in der Wahrheit Rettung ist und Buße der erste Schritt zur Wiederaufrichtung, dann, meine ich, dürfen wir von Christus

her einen neuen Ruf vernehmen. Wir sind durch einen feinen Betrug verraten worden, aber es ist noch nicht alles verloren.

III. Ein neuer Ruf ergeht an den Christen als Soldaten.

1. Er muß eine entschiedenere Stellung einnehmen.

Christus muß alles sein oder nichts. Es ist klar, daß er seine Herrschaft nicht mit andern Mächten teilen kann. Wenn er die Wahrheit ist, muß er wahr sein in Philosophie und Wissenschaft und im praktischen Leben. Das ist keineswegs an sich unmöglich. Die Wahrheit ist eine persönliche Sache und kann nur in der Persönlichkeit ihren Ausdruck finden; sie ist keine abstrakte, in Formeln darzustellende Theorie. Damit ist freilich die ganze heutige Art des Denkens in Frage gestellt, aber ist nicht heute all unser Wesen bis auf den Grund in Frage gestellt? Wenn der Christus, der hilflos am Kreuze stirbt und in Verzweiflung ausschreit, dennoch die Fleischwerdung der Allwissenheit und die Verkörperung der Allmacht ist, dann haben wir daran ein Banner, das wir gegen eine Kultur des Intellektualismus und den Götzendienst der Gewalt aufrichten können und das uns zu Kampf und Revolution führt. Nicht anderes schafft uns Rettung von den falschen Idealen und dem faßschen Glauben, die unsere schöne Welt in den Höllenabgrund geführt haben.

Aber es ist wohl nicht das Gebiet der Theologie, auf dem dies den Menschen klar gemacht werden kann. Es kann Frömmigkeit orthodox genug und doch weit davon entfernt sein, Christus auch nur die geringste persönliche Gefolgstreue zu leisten. Die Theologie hat versucht, auf ihre Weise diese Haltung der persöhnlichen Gefolgstreue gegenüber Christus auszudrücken, aber nach der Natur der Dinge vermag sie dies niemals. Was wir nötig haben ist mehr: der Ausdruck unserer Gefolgstreue gegen Christus in einer neuen Gesellschaftsordnung. Unsere Gesellschaft ist ethisch und ökonomisch verkehrt. Das sehen mit uns Viele ein. Was aber weniger allgemein gesehen wird, ist die Tatsache, daß dieser Zustand die natürliche Frucht des unwiedergeborenen Herzens ist und daß, ob der Mensch wiedergeboren ist, am sichersten daran erkannt werden kann, daß er das starke Verlangen fühlt, die Verhältnisse, in denen er lebt, umgestalten. Aber von Kritik und theoretischer Rekonstruktion ist in der Welt genug vorhanden und diese bleibt dabei, wie sie ist. Daß du das sozialistische Credo annimmst, läßt die Welt gänzlich unverändert; sie weiß, daß deswegen nichts geschieht, wenigstens noch auf lange Zeit nicht, und daß auch dann der Unterschied nicht groß sein wird. Was die Welt braucht, ist ein neues Beispiel. Sie muß eine Gesellschaft sehen, die völlig vom Geiste Christi regiert ist. Zu diesem Zwecke wird sich vielleicht ein Teil der christlichen Kirche oder eine Gemeinschaft in ihrer Mitte auf sehr deutliche Weise von dieser Welt trennen müssen, um den

Versuch zu machen, in Politik, Regierungsform und wirtschaftlicher Ordnung die Prinzipien und Ideale Christi praktisch zu verwirklichen. Diese sind entweder möglich oder sie sind nicht möglich. Laßt es uns mit ihnen versuchen oder der Welt sagen, daß wir nicht an ihre Durchführbarkeit glauben, daß kein anderer Weg ist als der, den wir gegangen sind und daß dies sein Ende ist. Um dieses neue Beispiel müssen wir beten, darüber müssen wir nachdenken, davon träumen, bis es Tatsache wird, auf Wegen, die man bisher nicht gekannt hat. Wir müssen mit Lehre und Verheißung Christi die Probe machen.

2. Dieses Leben wird dann das Leben eines Soldaten sein.

Es wird dies sein in der Kraft der persönlichen Hingebung an das eigene Volk und Reich, nämlich an die Kirche und die Weltherrschaft Christi:¹⁾ die Besiegung des Bösen und die Erlösung der Welt müssen die Ziele sein, denen dieser Krieg gilt. Sie allein werden die Träume von Weltmacht und Massenherrschaft, die diesen Krieg herbeigeführt haben, verdrängen können. Falsche Ideale können nur durch edlere Ideale besiegt werden. Lehret die Völker, daß nur die Heiligen die Welt regieren sollen und regiert sie durch das Beispiel eines heiligen Lebens, indem ihr eine vom Gottesgesetze besetzte Gesellschaft herstellt, die sich erobert über die Welt ausbreitet, und ihr werdet deren schlimme Nachahmungen und Surrogate aus ihren Gemütern vertreiben; es wird auf keine andere Weise geschehen.

Wenn dieser Feldzug geführt werden soll, müssen die, so ihn führen, ihr Leben in der Hand tragen. Solche Gedanken sind für die vorhandene Ordnung der Dinge gefährlich. Sie würden, wenn sie aufkämen, in der gegenwärtigen Krise jedes europäische Volk in Gefahr bringen. Aber was für die vorhandene Ordnung der Dinge nicht gefährlich ist und nicht in seiner Gefährlichkeit erkannt wird, wird für die Erlösung der Welt wenig Wert haben. Wenn daher der Ruf erschallt, dann muß die Bereitwilligkeit vorhanden sein, dies schwerste Opfer zu bringen und dies wird vielleicht auf eine bisher noch nicht erlebte Weise geschehen müssen.

Eine solche Auffassung der Aufgabe, die vor uns liegt, und der Bedingungen, unter denen allein sie angefaßt werden kann, mag wohl den Tapfersten bedenklich machen. Ist denn irgend eine Hoffnung vorhanden, daß irgend jemand von uns schwachen, schwankenden, verwöhnten Geschöpfen einer seelisch entnervten Zeit sich zu einer solchen Höhe erheben könnte? Zwei Dinge allein machen es möglich; dieser Krieg macht sie uns klar: gute Führerschaft und gute Kameradschaft. Ueber die Führerschaft brauchen wir nichts zu sagen. Wenn Christus wirklich an der Spitze dieses Heeres

¹⁾ Der Leser wird beachten, daß der Begriff der „Kirche“, von dem Prediger in einem so weiten und idealen Sinne gebraucht wird, daß er mit „Reich Gottes“ zusammenfällt.

steht, dann ist die Frage erledigt. Warum aber sterben Menschen so getrost in Bataillonen, die sich so sehr fürchten würden, in ihrem Bette zu sterben? Was ist das Geheimnis dieser singenden und scherzenden Tapferkeit, womit die Jugend Europas dem Tode entgegenmarschiert? Zunächst sicherlich das Bewußtsein, daß man einer großen Sache dient; aber viel mehr noch das Gefühl, daß eine andere Schulter der eigenen nahe ist, daß ein Anderer nicht weit ist, dessen kühne Haltung Vertrauen einflößt, daß ein Lied im Chor gesungen wird, das solche Kleinigkeiten wie Wunden und Tod, vergessen macht. Nicht wenige Männer schließen sich dem Heere an, weil darin schließlich doch mehr Kameradschaft zu finden ist, als das gewöhnliche Leben sie bietet. Es ist schöner in Gemeinschaft zu sterben, als in Vereinzeling zu leben. Gerade in diesem Punkte aber sollte es der Kirche ein Leichtes sein, die Anziehungs Kraft des Heeres zu überbieten. Unsere Sache ist die größere: es ist die Rettung der Welt aus der gegenwärtigen Hölle von Hass, Elend und Jammer. Wenn es uns gelingt, die Menschen zusammenzuführen zu einem Leben in Gemeinschaft, zu gemeinsamem Dienen, zu einer Brüderschaft, einer Armee, dann wird es nicht an Rekruten von der rechten Art fehlen, an tauglichen, willigen, hochgemuteten Seelen, die der Not spotten. Die Kirche soll in diesen Tagen auf die Armee schauen und sich fragen, warum diese die jungen Männer gewinnen konnte, während sie es nicht vermochte. Die Antwort liegt ziemlich auf der Hand.

W. G. Orchard (übersetzt von L. R.).

Geistesgewalt und Faustgewalt.

I.

Wir sind viel zu sehr im Bann der Worte. Wir verabscheuen die sinnlos brutale Gewalttat und sehnen uns doch nie leidenschaftlicher als heute nach menschenbewegender, richtunggebender Geistesgewalt. Und beide Mal meinen wir offenbar etwas sehr Verschiedenes. Drum gilt es hier wie überall zu unterscheiden.

Es ist ein Zeichen mächtigster Wortgewalt, wenn heute noch Menschen im Innersten erbeben vor Säzen, die vor 2000 Jahren gesprochen wurden. Es ist unmittelbarste Seelengewalt, wenn wir erschüttert vor Kunstwerken stehen, vor Werken, die unseren geheimsten Herzenswünschen vorzufühlen verstehen. Es ist Gewalt der Musik und Gewalt der Rede, wenn eine sonst so sehr aus-einanderklaffende Menge einig und begeistert zu lauschen gezwungen wird. Es ist gewiß auch Macht des Geistes, welche die Werke